

Die Grundkräfte im Ursprung des Abendlandes

Von G. FRIEDRICH KLENK S.J.

Die Zeit nach dem ersten Weltkrieg hat sich noch den feingeistigen, vornehmen Geschichtspessimismus eines Oswald Spengler geleistet. Das Weltanschauungsgelände des Durchschnittseuropäers war angeschlagen und leck, aber der „Untergang des Abendlandes“ war noch in einiger Entfernung und erlaubte es den gebildeten Geistern, mit den Mitteln und Werkzeugen eines weltimmanenten, der Biologie verwandten Entwicklungsdenkens tiefsinnig zur Lage Stellung zu nehmen.

Spengler hat in vielem recht gehabt. Indessen hat bereits Toynbee das Unzulängliche dieser Weltbetrachtung aufgezeigt und in seiner Geschichtsphilosophie zu einem guten Stück überwunden. Er weist auf die dem Schicksal trotzende schöpferische Freiheit des Menschen hin. Er entdeckt im Gang der Weltgeschichte nicht nur die Kräfte des Religiösen — als innerweltliche Faktoren waren sie schon zuvor von Spengler berücksichtigt worden —, sondern auch die Einmaligkeit und Sonderstellung des mit dem Anspruch der übernatürlichen Offenbarung auftretenden Christentums.

Etwas ganz Neues kündigt sich nun in dem jetzt vorliegenden ersten Band des mehrbändigen Werkes von *Werner Henneke*, „Formwandel und Probleme des Abendlandes“¹ an. Seine Geschichtsschau ist durchleuchtet von der christlichen Offenbarung und der Theologie her. Das irdische Geschehen liegt ständig unter dem Wirkstrom des göttlichen Heilsplanes, aus der Transzendenz fließen ohne Unterlaß mächtige Impulse in das Wachstum und den Wandel irdischer Gezeiten ein, und alles Geschehen ist ausgerichtet auf ein von Gott entworfenes Ziel. Gott ragt in Christus und seiner Kirche selbst sichtbar ins Irdische herein und wird so greifbar nahe als entscheidende Macht der gesamten Weltgeschichte und vor allem der Geschichte des Abendlandes.

Diese „prophetische“ Sicht auf die Zeit entspricht der heutigen, unserer Situation nach dem zweiten Weltkrieg, die nur zwei letzte Möglichkeiten offen läßt: Neuordnung unseres Lebens sub specie aeternitatis oder Fall in ausweglose — sei es getarnte, sei es offenbare — Verzweiflung radikaler Sinnverneinung. Eine Zwischenlösung ist uns nicht mehr verstattet.

Gott in der Geschichte, Christus und seine Kirche als Träger geschichtsbildender Kräfte — das kann aber nicht wie bei Hegel und seiner Schule Gefährdung oder gar Aufhebung der menschlichen Freiheit und der je einzelpersonlichen Entscheidung bedeuten. Daher decken sich auch die menschlichen Linien der irdischen Ereignisse niemals völlig mit den göttlichen. Die reale Geschichte widerlegt den unentwegten Fortschrittsglauben des pantheistischen und positivistischen Humanismus. Christliche Geschichtsschau ist nüchtern und wirklichkeitsnah. Sie verriegelt nach einem Niedergang aber auch keine Türen zu neuer Zukunft: denn jederzeit vermag aus einem neuen Zusammenspiel von göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit eine neue Wende der Dinge zu geschehen. „Was wäre die Geschichte des christlichen Abendlandes ohne die Wirksamkeit jener Werkzeuge der Erwählung, die nach einer oft genug recht weltlichen Jugend ein Damaskuserlebnis hatten, das ihrem Leben eine neue Richtung wies und damit epochemachend für die Geschichte wurde!“ (82).

Die Entwicklung vom Stadtstaat der Antike zum Heiligen Reich — Inhalt des bis jetzt erschienenen ersten Bandes — wird mit umfassendem Wissen und in lebendiger Stoffgestaltung dargetan. Der Hellenismus und das Christentum sind

¹ Eugen-Hauchler-Verlag, Biberach/Riß 1951. (416 S.) Gln. DM 19.50.

wesensverschieden und doch wieder aufeinander hingeordnet. Die Verschiedenheit ist mannigfach: „Welch ein Abstand der biblischen Religion vom Weltbilde sämtlicher übrigen Kulturen, nicht nur von der Himmelsanbetung der chinesischen Mandarine, sondern auch von der Sonnenverehrung eines Pharao Echnaton, vom Sternenglauben der chaldäischen und persischen Magier, von der Gottesvorstellung eines Aristoteles, der in Gott vornehmlich den ‚ersten Beweger‘ sieht, ja selbst vom spätantiken Pantheismus eines Plotin ...“ (159). Neben der Vertiefung der Personhaftigkeit Gottes und seiner Transzendenz würden wir den Unterschied allerdings vornehmlich in der Ausweitung des Gottesbegriffes zum Trinitarischen hin sehen. — Aber auch das Bild vom Menschen ist im Christentum anders: „Dadurch, daß die Heiligung des naturhaften Willens als die zentrale Aufgabe des Einzel- wie des Gemeinschaftslebens anerkannt worden ist, ist einerseits der selbstherrliche Individualismus der antiken Bürgerrepublik in seine Schranken verwiesen worden, andererseits das theokratische Staatsprinzip der vorderasiatischen Naturreligionen durch eine Gottesstaatsidee überwunden worden, welche gegenüber dem triebhaften Massenwillen des Bienenstaates die Entfaltung der selbstverantwortlichen Persönlichkeit möglich macht“ (184). Die Weite der christlichen Vorstellung von Gott und dem Menschen in ihrer polaren Spannung übersteigt die griechische Einsicht. Gott ferne und nahe, der Mensch vor ihm im Staube und zu ihm erhoben — das sprengt die einfachen Linien antiker Metaphysik. „Daß der Abstand zwischen dem ewigen Gott und dem vergänglichen Menschen durch keine Naturkraft zu überwinden ist, daß das letzte Geheimnis unserer Existenz nicht in dem Mysterium von Geburt und Tod, sondern in dem von Schuld und Sühne liegt, ist dem Heidentum niemals aufgegangen. Insbesondere ist der Grieche der moralischen Selbsterkenntnis geflissentlich ausgewichen und hat sich abwechselnd in den dichterischen Mythos oder in den philosophischen Logos geflüchtet, um der Konfrontation zwischen dem heiligen Gott und dem sündigen Ich aus dem Wege zu gehen und an der Einsicht in die Notwendigkeit einer Willensumkehr vorbeizukommen“ (178).

Neben vielen Gegensätzen gibt es aber auch Entsprechungen. In vielem verhält sich die geoffenbarte Wahrheit zum griechischen Wesen wie das Entfaltete zum Unentfalteten, das Vollkommene zum Stückwerk, das Vollendete zum Angestrebten. Äußerst geistvoll und tiefsinnig beschreibt Henneke den Kampf, den die solarische Vernunft des Abendlandes, verkörpert in Apollo, und die vorderasiatische Erdhaftigkeit, verkörpert in der Göttermutter oder Muttergottheit der Chaldäer und Ägypter und in Dionysos um die Seele der Griechen geführt haben (164—172; 185—199). Schien zunächst der Hellene durch den Aufstieg ins apollinische Sonnenreich das tellurische Prinzip des Ostens zu überwinden, so bahnt sich im Zeitalter der hellenistischen Weltkultur eine umgekehrte Entwicklung an. „So behält der chthonische Satyr Dionysos in der antiken Geschichte zuletzt den Sieg über den Sonnengott Phöbus Apollon, so triumphiert zuletzt über die Gesinnung Griechenlands die triebhafte Sinnlichkeit Asiens. Der äußere Triumph, den das Griechentum durch Alexander den Großen über den Osten feiern darf, wird zum Anfang seiner inneren Niederlage. Im Kampf mit dem Geiste des Orients hatte Griechenland sein zukunftsweisendes Vaterrecht aufgebaut, im Kampf mit dem Massenwillen des mutterrechtlichen Bienenstaates die aristokratische Gliederung seiner städtischen Gemeinwesen verwirklicht. Jetzt versinkt diese aristokratische Gliederung zugleich mit der Selbstzucht und Selbstverantwortlichkeit wieder im Schlamm, und als Vollstrecker des Massenwillens erhebt sich, in hellenistische Formen gehüllt, die Despotie des Ostens“ (195/96). Mütterkulte, Zuchtlosigkeit und Hetärismus dringen nach dem Westen vor. Die kleinasiatische Kybele, die syrische Astarte, die ägyptische Isis und Anubis mit dem Hundekopf

verschlammen in trüber Woge das hellere Seelenleben des Westens. „Wie auf der niedrigsten Stufe des Mutterrechtes die Gleichheit im animalischen Bedürfnis den Zusammenhalt der Horde begründen half, so greift man aufs neue zum Appell an die niedrigsten Instinkte, um eine Gewähr für die Gemeinsamkeit der Interessen und damit für die Einheit des Weltreiches zu schaffen“ (197).

An dem Punkte, wo Hellas und Rom in ihren vornehmsten religiösen, ethischen und allgemein kulturellen Werten tödlich bedroht waren und dem Untergang geweiht schienen, greift das Christentum ein. „Der triebhafte Massenwille der Natur ist nicht der jenseitige Wille Gottes. Mochte der von Dionysos betörte Pöbel den Weg nach unten wollen, Gott wollte den Weg nach oben“ (198). Den Beitrag des apollinischen Hellas zum Aufstieg zeichnet der Verfasser in einer Weise, die ein eigenartiges Licht auf einen existentialphilosophischen Aufruf unserer Tage wirft, zu den Vorsokratikern zurückzukehren: „Die Entwicklung der antiken Philosophie ist mit einem gewissen Zeitabstand dem Werdegang der religiösen Vorstellungen hinterhergehinkt. Die mutterrechtliche Religionsstufe hatte den Anfang des Lebens im weiblichen Stoff gesehen, die lunarische in der gestalt-erweckenden Kraft des männlichen Samens, die vaterrechtliche in der solarischen Vernunft, welche die geistigen Formen der Kulturgeschichte, zum Beispiel das Rechtsinstitut der Ehe, prägt und damit zur Begründerin einer höheren Gesittung wird. In der gleichen Reihenfolge waren die älteren Vorsokratiker vom Stoff (Hyle) als dem Anfangsprinzip der Schöpfung ausgegangen, dann war vornehmlich durch Aristoteles die Form (Eidos) als überlegenes Prinzip dem Stoffe übergeordnet worden, und zuletzt hatte die Stoa den Logos als das metaphysische Urprinzip gefeiert, dem die Ordnung der Schöpfung zu verdanken sei. In dieser Entwicklungsreihe ist zweifellos eine gewisse Tendenz zur Überwindung des Weltbildes der naturhaften Sinnlichkeit zu erkennen, aber der entscheidende Schritt über das Weltbild der Naturreligionen hinaus ist damit noch nicht getan“ (200).

Und selbst diese in sich ungenügende Höchstleistung griechischen Denkens ist keineswegs Allgemeingut der antiken Menschheit geworden und befand sich seit der Spätantike vor dem Einbruch östlicher Erdgottheiten allenthalben auf dem Rückzug. Erst die der jüdisch-christlichen Offenbarung verpflichtete prophetische Weltanschauung weitet die Sicht in letzte Tiefen und Höhen. „Wie im Sündenfall die Urstandsgnade verscherzt, wie sie durch das Erlösungswerk Jesu Christi erneuert und vermehrt und wie sie durch die Verklärung am Jüngsten Tage für alle Ewigkeit befestigt wird, das ist der Inhalt des Weltlaufs in der Schau der christlichen Geschichtsphilosophie, wie sie bereits von Moses angelegt, von Paulus weitergeführt und durch Augustinus methodisch begründet wurde. Durch die Schau dieser Geschichtsphilosophie wurde der spätantiken Kulturmenschheit ein neuer Anfangsgrund ihrer Geschichte, aber auch ein neuer Sinn ihrer zukünftigen Entwicklung offenbar und dem abendländischen Denken der erste Anstoß vermittelt, die Grenze des heidnischen Idealismus zu überschreiten“ (201).

Es ergibt sich demnach: wie die christliche Botschaft einerseits die übernatürliche Vollendung eines mit natürlichen Mitteln unternommenen, tatsächlich mangelhaften Versuchs einer Seins- und Weltbegründung genannt werden kann, ist andererseits die hellenisch-römische Weltauffassung und praktische Weltgestaltung zu einem guten Stück Wegbereiterin des Evangeliums gewesen.

Was freilich nicht so gedeutet werden darf, als ob der Beitrag des Westens zum Aufbau des christlichen Abendlandes nur fördernd und jener Asiens nur störend gewesen wäre. Gerade auch Henneke weist immer wieder darauf hin, daß — ganz abgesehen von der östlichen Wiege des Christentums — Asien dem werdenden

europäischen Mittelalter entscheidende Eindrücke und Vorbilder vermittelt hat. Er nennt zum Beispiel Syrien „nicht nur die Drehscheibe des Orients, sondern auch die Drehscheibe von der antiken zur mittelalterlichen Kultur“ (226). Er meint, daß das Abendland zum Beispiel durch die Schriften des Syriers Dionysius Pseudoareopagita „die theologische Grundlegung seiner im Aufbau begriffenen Feudalhierarchie“ erhalten habe, „die zum Verfassungsgedanken der römischen ‚civitas‘ in einem ausgesprochenen Gegensatz stand, aber sich um so enger mit der Staatsidee des neupersischen Reiches der Sassaniden berührte“ (268).

Hinter allem Wechsel der Ereignisse leuchtet der göttliche Heilsplan auf, die Völker von Ost und West tragen als seine Werkzeuge und Gehilfen zu seiner Verwirklichung bei. Das Endziel dieses Planes liegt jenseits der Geschichte: in der ewigen Vollendung. Aber im Durchgang durch die Zeit gibt es Zwischenziele, als ein solches könnte man vielleicht das „Heilige Reich“ betrachten. Es ist zugleich Mittel und Durchgang zum Kommenden und abbildhafte Vorwegnahme des künftigen Gottesreiches. Weltstaat und Gottesstaat durchdringen einander — ohne freilich identisch werden zu können (135 ff.). Die Kirche bedurfte des heidnischen Imperiums, seiner Weite und religiösen Duldsamkeit (die Verfolgungen sind nur zeitweilig gewesen), um heranzuwachsen — sie hat dann aber diesem Reiche, als es zu wanken begann, im christlichen Gottesgnadentum, mit dem sie seine Herrscher bekleidete, eine neue Stütze geliehen. Und durch die Kirche und ihre Organisation ist es geschehen, daß die universale Romidee weiter durch die Jahrhunderte getragen wurde (324/25). „Nur dank der Existenz der Kirche wurde die kulturelle Einheit des Imperiums aufrecht erhalten und das Abendland in den Stand gesetzt, sich gegen die Mächte Asiens und Afrikas erfolgreich zu behaupten. Sie war somit ein Instrument der Vorsehung, einerseits im Sinne der Heilsgeschichte ..., anderseits im Sinne einer Geschichte des Menschengeschlechts, welche die Erhaltung und Vermehrung der Werte der menschlichen Kultur in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellt“ (325/26).

Der Autor wird wohl noch einen eigenen Band über das Mittelalter herausbringen; indes zeigt bereits der vorliegende, daß diesem Zeitalter seine besondere Liebe gehört. „Wie nach mittelalterlicher Anschauung um den Thron des Herrn der Heerscharen die dreimal drei Grade der Engelshierarchie versammelt sind, so umgeben den Papst als Stellvertreter Christi stufenförmig die kirchlichen ‚ordines‘, den Kaiser und König als obersten Inhaber der weltlichen Gewalt die nachgeordneten Heerschilder der Herzöge und der Fürsten, der Grafen und Ritter, der schöffenbaren und gewöhnlichen Freien. Der gesellschaftliche Stufenbau des Heiligen Römischen Reiches wird dadurch zur Repräsentation der ewigen Hierarchie der himmlischen Gewalten und damit zum Zwischenglied zwischen dem Sündenstand der Natur und dem himmlischen Jerusalem, dessen Herabkunft das letzte ersehnte Ziel der mittelalterlichen Gemeinschaft bildet. Dieser neuen Weltreichsidee gehörte die Zukunft, weil sie eine Steigerung der ‚Fülle‘ des abendländischen Menschenbildes bedeutete, und zwar nicht bloß gegenüber der sklavischen Abhängigkeit der orientalischen Untertanen, sondern auch gegenüber dem Ideal der republikanischen civitas maxima. Die Einigung der Menschheit nicht von unten, vom triebhaften Massenwillen aus, aber auch nicht vom Eigenwillen eines Gewaltherrschers her, sondern vom Gottessohn als dem Mittler zwischen dem heiligen Gott und dem sündigen Menschen her: das war der im gesellschaftlichen Bereich fruchtbringende neue Gedanke, der mit der Stiftung der Kirche in die Zeit eintrat und einerseits der Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit einen größeren Spielraum gewährte, andererseits dem Aufstand des triebhaften Massenwillens gegen das göttliche Sittengesetz erfolgreich entgegentrat“ (139/40).

Es wird nicht ausbleiben, daß heute, wo der Begriff des „Heiligen Reiches“ stark umstritten wird², gegen Hennekes Auffassung Bedenken zur Sprache kommen. Wir sind der Ansicht, daß er im kommenden Gespräch eine starke Stellung besitzt und als Bundesgenossen keinen geringeren als Christopher Dawson³. Daß die unheiligen Reiche der Neuzeit von den zeitlichen Belangen her in die religiöse und Gewissenssphäre vorstoßen, um durch die Knechtung der Menschenseele ihre Macht nach allen Richtungen total zu machen und einen Aufstand wider die materielle Gewalt vom Geiste her — in eben dem Bereiche des Geistes selbst schon im Keime zu ersticken —, all das kann kein Grund sein, eine Reichsidee zu verdächtigen, die ja umgekehrt sich unter das Zepter Christi beugend — ihrem eigentlichen Sinne nach — die äußere stoffliche Welt in den Dienst des Religiösen stellte und das Ewige im Zeitlichen zum Durchscheinen brachte. „Denn eben hierin hat der Fortschritt des Gestaltwandels von der römischen Republik zum Heiligen Reich gelegen, daß dieses zum ersten Mal in der Weltgeschichte die Notwendigkeit eines vom Weltstaat unabhängigen geistigen Forums anerkannt hat, das berufen ist, die Übereinstimmung der zeitlichen Ordnungen mit den ewigen Ordnungen Gottes zu überwachen und damit die Autonomie des menschlichen Willens durch die Theonomie des göttlichen Sittengesetzes zu beschränken“ (141). Daß im konkreten geschichtlichen Dasein das Heilige Reich voller Spannungen und Probleme gewesen ist und wie alles Geschöpfliche nie rein verwirklicht war, hat gerade auch Henneke sehr stark empfunden (vgl. besonders 380—390).

Allerdings, ein Rest an Bedenken bleibt auch für uns. Wir glauben, daß das Reich Gottes einen größeren Abstand zu den einzelnen Gezeiten der Geschichte habe und deswegen eine größere Nähe zu jenen Epochen, die, so wie sie konkret gewesen sind, sich durch fortschreitenden Abfall vom Christentum kennzeichnen, das heißt in unserem Falle, daß das Mittelalter und seine Reichsidee zwar tatsächlich, aber nicht notwendig in größerer Nähe zum „Gottesstaat“ gestanden habe als die folgenden Jahrhunderte. Das Mittelalter hat in seinem dogmatisch-metaphysischen Dombau vieles geschaffen, was bleiben wird. Im übrigen aber stellen das Weltbild und die Weltgestaltung des Ritters und des Mönches Einseitigkeiten dar, und zwar nicht nur „natürlich“ oder „weltlich“ gesehen, sondern auch im Lichte einer Gesamtschau des göttlichen Weltplanes, der sowohl den Schöpfungs- wie den Erlösungsplan umfaßt.

Der Verfasser spricht von einem „Zweitakt der geschichtlichen Entwicklung“: „Jede Kultur beginnt mit dem ehrfürchtigen Aufblick zu einer unsichtbaren Welt, die zwar mehr geahnt als begriffen wird, deren Erlebnis aber dem zügellosen Egoismus des Naturwillens entgegenwirkt und so die gesellschaftliche Friedensordnung begründet. Das Erlebnis dieser jenseitigen Welt beherrscht das Geistesleben der aufstrebenden Kulturen so stark, daß darüber die Seelenvermögen der Phantasie und des Intellekts noch kaum zur Entfaltung gelangen und von Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft daher noch kaum etwas zu bemerken ist. Dann aber erwacht in der religiösen Kunst das Verlangen, die unsichtbare Welt als sinnlich greifbares Ideal zur Anschauung zu bringen, so daß jetzt die künstlerische Phantasie eine Brücke zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Schöpfung schlägt und damit eine Rückwendung zur Erscheinungswelt beginnt. Diese Rückwendung fängt sehr bald an, auch die gesellschaftliche Wertordnung

² Vgl. *Friedrich Heer*, *Aufgang Europas*, Wien-Zürich 1949 und *Friedrich Kempfs* Aufsatz in dieser Zeitschrift 76. Jahrg. Mai 1951, S. 81 ff. — *Walter Dirks*, *Das Ende der Neuzeit ist nicht das Ende des Menschen*. In den „Frankfurter Heften“, 7. Jahrg. Januar 1952, S. 26 ff.

³ *Christopher Dawson*, *Die Gestaltung des Abendlandes*, 2. Aufl. Köln 1950.

zu beeinflussen. Die innerweltlichen Motive des Bürgers beginnen über die jenseits gerichteten des Priesters und die idealen des Ritters die Oberhand zu gewinnen und der Intellekt sich der Erforschung der sichtbaren Welt zuzuwenden, wodurch das Ansehen der Erfahrungswissenschaft wächst und die Autorität des Glaubens abnimmt. Durch die vermehrte Einsicht in die Gesetze der sichtbaren Welt gelingt den zivilisatorischen Spätzeiten zunächst eine bessere Ausnutzung der Naturkräfte und damit eine verbesserte Stillung der natürlichen menschlichen Bedürfnisse. Gleichzeitig aber beginnen sich infolge der sinkenden Autorität der ewigen Werte die gesellschaftlichen Ordnungen aufzulösen, so daß zuletzt der absteigende Ast der kulturellen Entwicklung in einem allgemeinen Chaos endet, dessen Bändigung erst wieder durch die Unterstützung der göttlichen Gnade möglich wird“ (53/54).

Daß das in der abendländischen Entwicklung und in einigen anderen Kulturen weitgehend so gewesen ist, ist richtig. Ob man es aber als allgemeines Gesetz der Kulturen aufstellen kann? Jedenfalls ist es kein eisernes Gesetz. Der Gang der Dinge hätte in der nachmittelalterlichen Zeit, die man auch die „Neuzeit“ nennt, durchaus neuzeitlich, bürgerlich und weltaufgeschlossen sein können — ohne an religiöser Substanz zu verlieren. Sie hätte das Mittelalter überrunden, aber nicht verneinen müssen. „... die Begriffe der Natur, der Subjektivität und der Kultur hätten richtig gefaßt werden können, und dann wäre ‚die richtige Neuzeit‘ geworden. Das zu sehen und zu sagen müssen wir den Mut haben.“⁴

Es ist nicht an dem, daß Henneke das Verhältnis Natur und Übernatur grundsätzlich unrichtig sähe. Im Abschnitt „Das neue Menschenbild und die neue Geschichtsperspektive“ (361—376) hält er in faßlich klarer Durchsichtigkeit die katholische Mitte zwischen übersteigertem Spiritualismus und Naturalismus, zwischen ängstlicher Weltflucht und rückhaltloser Weltbejahung, zwischen rein diesseitigem Menschentum und erdfernem Idealismus. Er stellt auch fest, daß nicht in allen Jahrhunderten der Geschichte die christliche Praxis dieser Mitte voll entsprochen hat. Und „ebenso wie das christliche Menschenbild zwei Jahrtausende hindurch zwischen den beiden Polen des Manichäismus und des Pelagianismus geschwankt hat, hat auch die christliche Geschichtsperspektive immer in der doppelten Gefahr gestanden, einerseits die menschliche Natur zu verketzern und ihre immanenten Zielsetzungen als sündhaft oder zu mindesten als belanglos für die Pläne der Vorsehung hinzustellen, andererseits vor der Realität der Sünde und der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen die Augen zu schließen und das Eingreifen der Gnade für überflüssig zu erklären“ (371).

Dann geschieht es aber bisweilen, daß unter Natur nur die unteren Schichten des Menschseins verstanden werden, daß Naturwille nur triebhafter Wille ist (46/47), daß das „opus creationis“ den Geist, insofern er auf eine übersinnliche Wertwelt ausgerichtet ist, nicht einzuschließen scheint (68). Damit verknüpft sich eine Unterschätzung des natürlichen Verstandes⁵. Wenn da zu lesen ist: Die „Reichweite der menschlichen Vernunft“ geht „über die sichtbare Schöpfung nicht hinaus, und deshalb wird der menschliche Logos stets dazu neigen, die Existenz

⁴ *Romano Guardini*, Ende der Neuzeit? Kritik und Erwiderung. In „Hochland“, 44. Jahrgang, 2. Heft, Dez. 1951, S. 119.

⁵ „Denn, um auch den schwachen Punkt der vernunftgläubigen Poliskultur zu berühren, muß darauf hingewiesen werden, daß jede Gesellschaftsordnung die Autorität bestimmter Werte zur Voraussetzung hat, und daß die Vernunft über die Rangordnung dieser Werte keinerlei Aussagen zu machen fähig ist. Sie wird daher nicht bloß beim Aufbau einer Gesellschaftsordnung versagen, sondern sogar vielfach zum Hindernis einer dauerhaften Ordnung werden, indem sie dem Glauben im Wege steht und die Anerkennung verpflichtender Werte unterbindet. Oder ist es nicht immer wieder der Intellekt, der die Freiheit des Gedankens zum Vorwand nimmt, um alles Heilige in den Staub zu ziehen ...“ (95).

der unsichtbaren Schöpfung abzuleugnen“ (356), so muß das verwirren. Der von der geschichtlichen Wirklichkeit beeindruckte Historiker überschreitet die Grenze zur philosophischen Anthropologie und erhebt das, was tatsächlich oft oder meist so gewesen ist, zum allgemeinen Gesetz. Die sonst glückliche Verbindung zwischen Geschichtsschau, Metaphysik und Theologie wirkt sich an diesen Stellen nachteilig aus.

Gewiß muß der Geschichtsphilosoph seinen Urteilen den uns geschichtlich gegebenen Menschen, das heißt den gefallenen und erlösungsbedürftigen, zugrunde legen. Dieser Mensch hat nicht nur den paradiesischen Gnadenstand verloren, sondern ist durch die Urschuld auch in denjenigen seiner Anlagen geschwächt, die ihm von Natur aus zukommen. Er ist in eine bestimmte Gesellschaft und in eine bestimmte geschichtliche Situation hineingeboren, die völlig jenseits seiner Wahl liegen. Er muß sich mit der ihm gegebenen kulturellen, politischen, ethischen und religiösen Umwelt zunächst einmal abfinden. Dazu kommt noch die biologische Erbmasse, die er von den Ahnen überkommen hat. Sie ist häufig eine durch den Niederschlag persönlicher Schuld von vielen ins Erschreckende angewachsene Last. In der Enge oder Weite dieser seiner Grundsituation hat sich nun des Menschen Freiheit zu bewähren. Der Durchschnittsmensch wird sich gerne treiben lassen. Er wird dem Zeitgeist huldigen und dem Gefälle der ungeordneten Neigungen nachgehen, er wird meist die Anstrengungen umgehen, die eine Wendung zum Besseren verlangt. Er verliert sich gerne ins Unpersönliche, ins „Man“ und ins Unterpersönliche der sichtbaren Dinge. Er neigt in der Tat dazu, die unsichtbare Schöpfung zu leugnen und das Heilige in seinen Erdenstaub zu zerren. Und nicht selten wehrt er sich in kindischem Stolz auf die Fortschritte seiner empirischen Forschung gegen den Anruf der alle Sinne übersteigenden Offenbarung. Aber deswegen die Reichweite seiner Vernunft auf die sichtbare Schöpfung einzuschränken, wäre ein zu radikales Verdikt. Zwar ist der Bereich der sinnlich wahrnehmbaren Dinge derjenige, der unser Erkenntnisvermögen zunächst und unmittelbar anspricht, aber es gehört gerade von Natur aus zum Wesen unseres Verstandes, über die empirischen Urteile hinaus zum Sein und zu den metaphysischen Ordnungen vorzustoßen. Um aus der Geschichte den Nachweis zu erbringen, daß dieser Durchbruch zum Metaphysischen — mit Einschluß der göttlichen Transzendenz — auch auf der vorchristlichen Ebene gelungen sei, muß man allerdings die philosophische Leistung der Griechen höher einschätzen als der Verfasser. Nach ihm hat noch nicht einmal der platonische Idealismus die Grenze der natürlichen Erscheinungswelt eindeutig überschritten (200), von Aristoteles ganz zu schweigen.

Diese einzelne Abschnitte betreffenden Ausstellungen hindern keineswegs, daß das Buch im ganzen weit mehr ist als ein „Versuch“, wie der Verfasser sich bescheiden ausdrückt. Es ist ein Entwurf abendländischer Geschichtsdeutung von einer christlichen Ursprünglichkeit und Kraft, wie sie sich nur selten findet. Der Autor wagt es, mit einer den neuzeitlichen Skeptiker beunruhigenden Selbstverständlichkeit auf die Macht Gottes hinzuweisen, der König auch unserer irdischen Geschichte ist, aber damit auch aufs neue den „Ort“ anzuzeigen, von wo uns in unserem Unglück neues Heil werden kann, sofern wir nur dieser Macht den Einbruch in unsere Seelen nicht verwehren.